

Ein bislang unbekannter Marienbildtyp

Die kunsthistorische Aufarbeitung ikonographischer Fragestellungen scheint auf den ersten Blick weitgehend vollständig zu sein: lexikographisch-enzyklopädisch fixiert, abgeschlossen, fertig. In besonderem Maße gilt das für die christliche Ikonographie und hier wiederum besonders für die Mariendarstellungen. Dass auf diesem Gebiet noch Neuland zu erschließen ist, kommt einer mittleren Sensation gleich. Mit umso größerer Genugtuung vermeldet die Verfasserin eine solche Entdeckung.

Darstellungen der innigen Zweisamkeit zwischen der Muttergottes und dem Jesuskind gehören zum überregionalen und zeitlosen Grundrepertoire der Malerei. Die Geburt Jesu wird teilweise mit genrehaften, aus Apokryphen entnommenen Zügen ausgestattet (man denke an das Bad Jesu durch die beiden Hebammen und an die Josefshosen, die als Windeln fungierten), Maria mit dem Kind wird im Rosenhag, im Gärtchen, umgeben von verschiedenerlei Getier, mit unterschiedlichen Spielsachen, allein oder mit Wochenbettbesuchern aus dem näheren oder ferneren familiären und andern Umkreis dargestellt. Alleine spielt oder schmust sie mit ihrem Kind; schließlich ist sie auch bei einer neuerdings wieder recht populären Verrichtung zu sehen, nämlich beim Stillen.

Eigentlich ist es erstaunlich, dass bei dem in letzter Zeit doch ziemlich hohen Frauen- und Mütteranteil in der Kunstgeschichte noch keine Kollegin auf die Idee gekommen ist, die eigenen Erfahrungen in der Säuglingspflege in die kunsthistorische Arbeit einzubringen. Das bedeutet konkret: Gibt es Darstellungen der Muttergottes beim Wickeln¹ oder Fatschen² des Jesuskindleins? Badet Maria ihr Baby auf irgendeinem Bild?³ Ölt oder massiert sie es, wie bindet sie ihr Tragetuch, was unternimmt sie gegen Blähungen? Und vor allem: Stillen sehen wir sie oft, aber wie hält es die Gottesmutter mit dem Bäumchen?

In der letzten Frage nun glaubt die Verfasserin, die Forschung voranbringen zu können: was heißt glaubt – sie ist sich dessen gewiss. Mehrere Werke aus dem Umkreis von Andrea Mantegna lassen schlechterdings keine andere Folgerung zu. Sie seien im Folgenden vorgestellt. Zuvor jedoch muss das Problem der einwandfreien Benennung gelöst werden; schließlich geht es um nicht weniger als einen neuen Typus des

¹ Die Vorstellung, dass auch das Jesuskindlein Windeln vollgemacht hat, mutet kurios an – andererseits ist es erstaunlich, dass sich das Mittelalter einen solch potentiell ergiebigen Quell von Herrenreliquien nicht nutzbar gemacht hat.

² Das Fatschen, in unserem Kulturkreis im 20. und frühen 21. Jahrhundert lange verpönt, erfährt seit einigen Jahrzehnten eine Renaissance in Form des „Wickelpucks“ oder „Pucksacks“. Eine detaillierte Darstellung von Mariä Wickeltechnik wäre eventuell geeignet, der aktuellen angeheizten Diskussion über das Fatschen neue Impulse zu geben.

³ Auch hier wäre interessant zu erfahren, worin und mit welchen Zusätzen.

Mariensbildes, für den ein griffiger Terminus vonnöten ist. Das bringt die Verfasserin in nicht geringe Verlegenheit.

Der Typenname sei kurz und einprägsam. Abzulehnen ist demnach etwa „Maria, die das Jesuskindlein ein Bäuerchen machen lässt“, oder „Die Muttergottes mit dem nach dem Stillen aufstoßenden Jesuskindlein“.

Lateinisch, oder noch besser griechisch, sei der Name, das verleiht ihm mehr Gewicht und sichert den Eingang in die lexikographische Literatur. Aus mehr als zwei Teilen bestehe er nach dem Obengenannten nicht (Schema „Maria **ns“: also ist weder **Maria cum infante qui aerem cum lacte inhaustam extrudit* noch **Maria infantem horetum facere faciens* eine brauchbare Lösung.

Man wird um eine Neuschöpfung nicht umhinkommen. Da das Ergebnis, *Maria agricolans*, sowieso schon im Titel steht, sei es hier gerechtfertigt. *agricolare* stehe für das in Mütterkreisen beliebte „bäuern“ (aufstoßen = ein Bäuerchen machen) stehen.⁴ Das Partizip *agricolans* steht hier in elliptischer Verkürzung direkt neben Maria, was vertretbar ist: man kann allgemeines Einverständnis darüber voraussetzen, dass Maria das Bäuerchen nicht selbst macht, sondern machen lässt.

Nach diesen Präliminarien nun zu den Werken.

Das deutlichste Beispiel für die genannte Ikonographie zeigt die Anbetung der Hirten Mantegna in den Uffizien (Inv. 910, um 1464). Maria hat das Jesuskindlein bäuchlings über ihre rechte Hand gelegt und klopft ihm mit der Linken über den Rücken. Das Bild spricht für sich.



⁴ Eine Herleitung dieses auf den ersten Blick merkwürdigen Begriffs stellt kein Problem dar (sich benehmen wie ein Bauer). Äußerungen wie „das war aber ein dicker Bauer (Landwirt)“ sind hübsch und seien hier festgehalten.



Eine etwas andere Haltung zeigt das Gemälde des Poldi-Pezzoli-Museums in Mailand (um 1490); hier hält Maria das Kindlein aufrecht auf dem Schoß und hält sein Köpfchen mit der Linken fest.

Bereits aufgestoßen hat das Kindlein offenbar in dem bekannten Bild in Berlin (Staatl. Mus., Ident. Nr. S. 5, um 1470, Abb. 3), diese Szene scheint unmittelbar an die vorangenannte anzuschließen. Die Beispiele ließen sich mühelos vermehren.

Warum Maria das Kindlein nicht in der „klassischen“ Haltung, nämlich über die Schulter gelegt, aufstoßen lässt, ist leicht erklärt: man sähe nur die rückwärtigen Partien des göttlichen Knaben, und der Maler bekäme ernstzunehmende Probleme, wollte er sowohl Mutter als auch Kind von vorne zeigen.

Es wird für die Forschung nach dem Dargelegten kein Problem sein, weitere Beispiele beizubringen und in dieser Richtung weiterzuarbeiten. Vielleicht finden sich noch zusätzliche genrehafte Züge, etwa, dass sich eine Spuckwindel identifizieren ließe oder ein Milchfleck. Glücklicherweise darf man bei der Muttergottes ein unkompliziertes Wochenbett und eine problemlose Säuglingszeit voraussetzen: Dreimonatskoliken, Milchstau, Gelbsucht, Neugeborenenakne, Windeldermatitis und andere Geißeln dürften ihr und dem göttlichen Kinde erspart geblieben sein.



Christine Jakobi-Mirwald (nach 1995)